Dem "Ryfsami" sein grosser Tag

Autor(en): **Wüthrich, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637785

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dem «Ryfsami» sein grosser Tag

Von Rudolf Wüthrich

Es war vor einem Jahr, als ich als blutjunger Postbote des oberaargauischen Dorfes Trautwil, dem alten Malermeister Samuel Ryf, ein Paket überbrachte. Der «Ryfsami» (so wurde er im ganzen Amt genannt) sass auf der Bank vor seinem Hause. Als ich ihn, während ich das Bestellbuch hinstreckte, ermahnte; «Unterschrybe muesch no!» schnauzte er einsilbig, trocken: «Chumm ine i-d'Stube!» Mit zitteriger Hand erfüllte er widerwillig seine Pflicht und ich wunderte mich über den originellen markanten Namenszug des Alten. Diesmal aber liess er mich nicht gleich weiterziehen. Ich musste auf dem alten Ruhebett neben dem Kachelofen Platz nehmen, und während er seiner Frau befahl, die Brönzflasche und zwei Gläschen zu bringen, setzte er sich gruchsend neben mich.

Er war selten schweigend als wir anstiessen, nicht einmal mein «Gesundheit Sami!» erwiderte er. Ich betrachtete ihn eingehend. Auffallend waren seine borstigen Schnurrbart- und Kopfhaare weisser geworden. Eine tiefe Niedergeschlagenheit lastete in ihm. Seine blauen Lippen und aufgedunsenen Hände verrieten deutlich, dass er herzkrank sei. Natürlich hatte man im Dorfe bereits gemunkelt, als es ruchbar ward, der Sami doktere: der wird auch nicht mehr lange machen. —

Er betrachtete jetzt auch mich. Sinnend wankte sein müder Kopf hin und her; während ich den Mund verzog beim Nippen an dem bitteren Getränke.

Ein Seufzer fuhr über seine Lippen, dann aber zogen sich seine Mundwinkel nach hinten. Lächelte er? Ja, er lächelte plötzlich vergnügt, in dem er sagte: «Auch ich war einmal jung, Postpeter! Das waren noch Zeiten, da gab es weder Gefahren noch Schwierigkeiten für mich; flink war ich wie eine Katze und ich hatte Muskeln wie Stahl, so hart.» Er liess die Augen sinken und gemächlich eintönig fuhr er weiter: «Jetzt bin ich Urgrossvater, 76 jährig, für mich ist der beste Teil des Lebens vorbei (er dachte nicht an den Tod); aber es dünkt mich, es sei erst gestern gewesen, als ich als armer Verdingbub versuchen musste, mein Lebensglück zu machen. Weit habe ich es nicht gebracht dabei; aber ich bin zufrieden, ich habe ein kleines Gewerbe ... und ich habe ... ein eigenes Heim!»

Er schmiedete dann Pläne in die Zukunft wie ein Junger und dachte nicht an sein nahes Ende. —

Wieder lächelte er einsilbig: «Natürlich vor fünfzig Jahren da waren noch goldene Zeiten! Wo sind sie heute ... Postpeter, wo? Damals war ich beim Malermeister Lüthi in Bern und logierte in der Metzgergasse. Frisch von der Walz aus dem Bayrischen kam ich her. Herrgott, damals habe ich vor aller Oeffentlichkeit etwas gezeigt, das mir keiner nachmacht... Das war doch an der Zentenarfeier im Jahre 1891. Siebenhundert Jahre Stadt Bern feierten wir damals... und wie! Ich will es dir schwarz auf weiss beweisen, welch ein glücklicher Tag, welch einzige Stunde mir dort beschieden war!» Mühsam erhob er sich bei diesen Worten und forschte in allen Tisch- und Schäfteschubladen nach etwas, wiewohl ich ihm beteuerte, alles zu glauben, was er mir erzähle. Nach langem Suchen zog er endlich einen vergilbten Brief aus der Kommode, die er mit farbigen Blumen nach einem alten Heimatstilmuster sorgfältig bemalt hatte, und strahlend hielt er mir nun das Papier entgegen: «Lueg Peter, lies da!» Neugierig durchging ich das in alten, deutschen, spitzen Buchstaben geschriebene Dokument und las:»

Jubilar-Feier der Stadt Bern 1891.

Den 20. August 1891.

Herrn Samuel Ryf, Metzgergasse 62, *Bern.*

Heute Dienstag abend haben Sie sich in der Festhütte auf dem Kirchenfeld, als ein Funke einer elektrischen Leitung auf eine Flagge übersprang, derart vorzüglich gemacht, dass wir annehmen, dass durch Ihr rasches Handeln ein weiteres Umgreifen des Feuers verhindert worden ist. In Anerkennung Ihrer mutigen Tat lassen wir Ihnen Fr. 20.— zukommen und wünschen Ihnen, dass Sie auch weiterhin durch überlegtes Eingreifen Unglücksfälle verhindern können.

Im Namen des Organisationskomitees der Siebenjahrhundert-Feier der Stadt Bern.

Gezeichnet der Präsident: sig. Krebs
Der Sekretär: sig. W. Tenger, Notar.

Dieser unerwartete Brief verblüffte mich und ich sagte erstaunt: «Potz Donner, du bist ja ein berühmter Held!»

Da überzog sich das Gesicht des «Ryfsami» abermals mit einem frohen Lachen, als wollte er sagen: gäll, ig bi no en Herkules gsi!

Nun aber musste er mir erzählen, wie er zu dem ehrenhaften Anerkennungsschreiben gekommen sei. Das tat er natürlich gerne; er, der Eigensinnige, begann ganz leutselig: «Als Tambour (er war Militärtambour) marschierte ich in einer Gruppe Napoleonischer Soldaten mit Bärenfellmützen und funkelndem Lederzeug angetan, im feierlichen Gewoge des grandiosen Festzuges der Siebenjahrhundert-Feier Berns durch die schmucke Bundesstadt. Träm... träm... heftig rührte ich die Trommel und in der schützligen Hitze quoll mir der Schweiss aus allen Poren. Es war ein farbenprächtiges Schauspiel ganz eigener Prägung, das sich hier durch die Strassen wälzte, in einer festlichen Stimmung höchsten Grades. Hoch schwellte mir die Brust und freudig präsentierte ich nach allen Seiten meine glänzende Uniform, unaufhörlich wirbelten meine Schlegel auf der Trommel, wohl, ich zeigte es, dass ich ein Militärtrommler war. Die Gaffer an den Strassenrändern kamen aus ihrem Maulaffenfeilhalten nicht heraus; Erst gegen Abend nahm dieses Bild der Krieger, der Bärner- und Zürchermeitschi im Heimatstaat, das Trillern der Marschmusiken und der Hufschlag der Pferde, der stolzen gepanzerten Ritter wie der Taktschritt zeitgenössischer Soldaten im Tschako und blauer Uniform ein Ende: Hellebarde und Morgensterne verschwanden und mit ihnen zog auch ich mich zurück als Napoleonischer Trommler und legte mein Kostüm in meiner Mansarde ab. Dabei empfand ich einen höllischen Durst, den ich bei der nun einbrechenden Dunkelheit in einer unterhaltsamen Stätte zu löschen gedachte. So drängte ich mich denn alsobald mit einer vergnügungslustigen Schar junger Burschen wieder unter die Feiernden in die mächtige in allen Farben strahlende Festhütte auf dem Kirchenfeld. Von einer unzählbaren Menge getrieben und gestossen, drückte ich mich zu einem Sitzplatz. In diesem Moment fuhr ein gellender Schrei durch die mit hunderten lachenden Menschen vollgestopfte festlich frohlockende Hütte: «Es brennt!... Es brennt!...

Ueberstürzt drängt die Menschenmenge zum Ausgang, Krieger aller Zeiten, Bärnermeitschi mit glitzernden Göllern und Zivilisten aller Art suchen dem Unheil zu entkommen.

«Wo ist die Feuerwehr?» schreien viele: «man ruft sie!» antwortet eine Männerstimme und bittet um Ruhe. Da nun alles nach oben schaut, tue ich desgleichen und gewahre den Brandherd im Gebälk unter dem Dache, wo Fahnen des Vaterlandes und aller Kantone lichterloh brennen; sie sind aus Wachs. Jetzt durchzuckt mich nur noch ein Gedanke: Handeln, handeln sonst geschieht ein Unglück!

Keine Gefahr sehe ich mehr; mit einem Satz bin ich auf der Bretterwand der Kantine, mit einem Schwung fliege ich über einem Berg von Tellern und Körben, gefüllt mit Kümmelwürsten; rasch greife ich nach einem zum Klettern geeigneten senkrechten Balken und ziehe mich flink wie eine Katze daran hoch. Bevor ich den gewünschten Querbalken mit knapper Not erreiche, streife ich eilig die Schuhe ab und nähere mich flink dem Feuer. Bereits brennen die trockenen Tannenreiser am Pfosten, auf dem ich vorwärtskrieche. Ich haste ein paar Dekorationsäste zusammen und schlage das Feuer nieder. So arbeite ich mich ständig dreinpeitschend vorwärts und erreiche mein Ziel, die lodernden gefährlichen Wachsfahnen. Stück um Stück breche ich von diesen rasch ab und werfe sie in die Menge hinunter, die die Feuerfackeln erstickt. Als die letzte Flamme gelöscht ist, schreit die Menge wie aus einem Halse: «Bravo... bravo... bravo, junger Mann!...

Mir aber schwillt die Brust heute zum zweiten Mal, und jetzt höher denn je, da mir diese Tat gelungen. Eilig verlasse ich das Gebälk und will mich aus dem Staube machen. Während ich aber auf den sichern Boden steige, fasst mich ein Herr, mit roter Rosette im Rockkragen, am Arm. Er dankt mir mit lobenden Tönen für meine wagemutige Tat, wie ich es nie zuvor gehört. Dann will er meinen Namen und mein Woher wissen und führt mich freudig zum Bankett der Kantons- und Stadträte, unter denen ich hier das erste und letzte Mal sitze. Das ist eine Wonne für mich. Endlich sagt der Herr mit der Rosette, nachdem er mich bei den Ratsherren und Geladenen als Retter der Festhütte vorgestellt hat, er sei Likörfabrikant und ich dürfe auf seine Kosten hier trinken, was mir am Wein oder andern Getränken beliebe. Das lasse ich mir natürlich nicht zweimal sagen. Ich greife tüchtig zu und esse und trinke solange, bis ich meinen Kopf als glühende Kugel empfinde und ich die Festhütte mit ihrem Betriebe als ein wankendes Karussell wahrnehme. Mir wird es bange und ich bitte den Likörfabrikanten um Hilfe, da ich unbedingt heim müsse.

Dieser fasst mich abermals väterlich am Arm und führt mich zum Ausgang der Zauberhütte. Hier winkt er einen wartenden Kutscher herbei und sagt lächelnd: «Bitte Emil, bring diesen Herrn an die Metzgergasse 62 auf sein Zimmer!» Dabei drückt er mir ein gelbes Couvert in die Hände und verschwindet mit einer leichten Verbeugung.

Der Kutscher bringt mich zu Bette. Ich erwache erst andern Tages, als es die zwölfte Tagesstunde an meinem Regulator schlägt. Da muss ich lachen, denn noch habe ich den gelben Brief, den mir der Herr Stadtrat zugesteckt, in den Händen. Ich öffne ihn freudig, und siehe das Dankschreiben, das hier vor uns liegt, mit einem Zwanzigfrankengoldstück, das ich bis auf den heutigen Tag aufbewahre, kommt zum Vorschein. Ja, Postpeter, »schloss der Ryfsami seine Rede«, so hatte auch ich meinen grossen Tag im Leben...»